Besinnung und Aufbruch

Monatsblätter freiheitlicher Bücherfreunde

Jahrg. 2 / Heft 9 Januar 1931



„Fröhliche Weihnachten" Zeichnung von H. Wiederoth

Fürsorge
Skizze von Paul Kretzer

„Ein sehr trauriger Fall", sagte Herr Schwarz der Vorsitzende des Fürsorgeamts. „Sie hat ein Kind von einem verheirateten Mann und ist selbst verheiratet. Also doppelter Ehebruch. Die Person ist moralisch minderwertig und nicht befähigt, das Kind zu erziehen. Sie sind zum Vormund des Kleinen bestellt worden, Herr Stadtrat, wie denken Sie über den Fall?" Der Angeredete, der seine schwere Körperfülle in einen großen Polsterstuhl vergraben hatte, schob die dicke Havanna von einem Mundwinkel in den andern, blinzelte schläfrig zwischen den Fettpolstern seiner Augendeckel hervor streckte die kurzen, dicken Beine weit von sich und erwiderte gähnend: „Na ja, Herr Direktor, die Sache ist sehr einfach. Das Kind kommt ins Säuglingsheim, später ins Fürsorgeheim. Dafür sind diese segensreichen Einrichtungen ja da. Der Vater des Jungen bezahlt, damit ist alles in bester Ordnung."

Der Direktor fing einen schadenfrohen Blick des Dicken auf und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Sollte dies eine Anspielung auf seinen eigenen „Fall" gewesen sein? Er hatte doch alles so heimlich und unauffällig „erledigt", war am Ende doch etwas durchgesickert? — Sollte Hannah geplaudert haben? Verflucht, wofür hatte er ihr dann die 10000 Mark Abfindungssumme gegeben und außerdem noch einmal dieselbe Summe als Schweigegeld? Schwarz schaute unsicher sein Gegenüber an. Aber der Stadtrat machte ein ganz harmloses Gesicht, er blies behaglich dicke Wolken blauen Rauchs von sich und sah ihnen mit einem so zufriedenen Ausdruck nach, daß dem Direktor sein Verdacht wieder schwand.

„Sie wissen, daß die Ehe dieser Person demnächst geschieden wird", fuhr er beruflich fort, „geschieden durch ihre alleinige Schuld. Sie bekommt also keine Unterstützung von ihrem bisherigen Mann. Wahrscheinlich wird sie froh sein, das uneheliche Kind los zu werden. Haben S.i.e schoa mit der Frau gesprochen?"

„Nein, nur Erkundigungen eingezogen. Sie bewohnt mit ihrer Mutter einq .Mansarde. Können sich ja denken, daß es mir noch nicht geeilt hat, da hinauf zu klettern."

,,Natürlich, Herr Stadtrat" sagte der Direktor lächelnd. „Aber nun müßte ich Sie doch bitten, dies zu tun. Es ist ja gewissermaßein Ihre Pflicht als Vormund, ihr den Beschluß des Fürsorgeamtes mitzuteilen. Sie wird keine Schwierigkeiten machen, davon bin ich überzeugt."
„Nein, was sollte sie auch?", rief der Stadtrat mit seiner gemästeten Stimme. „Sie bekommt den Bankert los und wird seelenvergnügt darüber sein. Die Sache wäre also erledigt."

Damit erhob er sich stöhnend aus dem weichen Polster. In diesem Augenblick trat die Sekretärin des Direktors herein und legte ein Schreiben auf seinen Tisch. Dann ging sie wieder geräuschlos hinaus. Der Dicke sah ihr mit dem prüfenden Blick des Kenners nach und sagte schmunzelnd: „Nicht schlecht, Herr Direktor. Sauber gewachsen. Aber wo ist denn Ihre frühere Sekretärin hingekommen, Sie wissen, die rassige Brünette?" Schwarz zuckte leicht zusammen. Verdammt, dieser merkwürdig höhnische Tonfall in des Dicken Stimme! Und sein geradezu freches Grinsen! — Er nahm sich zusammen. Sagte leichthin, mit einem absichtlich leichtfertigen Unterton: „Ach so, das Fräulein Hannah! Die ist seit längerer Zeit entlassen. Sie war zuletzt nicht mehr so recht bei der Sache. Wie ich höre, will sie heiraten. Das ist ihr. scheints, schon lange im Kopf herumgegangen!" „Na ja, ein netter Kerl war sie ja, das Fräulein Hannah", rief der Stadtrat mit anzüglichem Lachen. „Wissen Sie, ich beneide Sie eigentlich um diese hübschen Sekretärinnen. Nur, die Leute reden natürlich allerlei.

aber schließlich hat man ja sein gutes Gewissen und braucht sich um die bösen Zungen nicht zu kümmern. — Auf Wiedersehen, Herr Direktor!"
„Da haben Sie recht! Auf Wiedersehen!"

Schwarz blieb mitten im Zimmer stehen, als der Stadtrat gegangen war. Ohne Zweifel, der hämische Kerl wußte etwas von seiner Sache. Himmeldonnerwetter, wenn es doch bekannt sein sollte! Jetzt fiel ihm plötzlich ein, seine Frau hatte ihn die Tage her immer so forschend angesehen, Lnd bei dem Gruß von Bekannten war ihm ein merkwürdiges Lächeln aufgefallen. Das konnte ja eine schöne Geschichte werden, wenn es herauskam. Der Direktor des Fürsorgeamts ging mit gutem Beispiel voran, wenn es galt, uneheliche Kinder in die Welt zu setzen! — Aber da fiel ihm zu rechter Zeit etwas ein, das sein Selbstbewußtsein wieder herstellte. Es bestand ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und den Andern. Mit seinem Kinde hatte die öffentliche Fürsorge nichts zu tun, er hatte die Mutter „abgefunden", damit war für ihn und die Oeffentlichkeit die Sache erledigt. Er war ein Ehrenmann, kein Mensch konnte ihm das Geringste vorwerfen. Außerdem erfüllte er punktuell seine religiösen Pflichten, da würde sich so leicht kein gemeiner Anwurf an ihn heranwagen. Der Direktor lächelte befriedigt, setzte sich an seinen Schieibtisch und klingelte der Sekretärin. Als sie ihm gegenüber an der Schreibmaschine Platz genommen hatte, diktierte er:

> Beschuß des Fürsorgeamts in Sachen der Frau Berta Keller und ihres unehelichen Kindes.
>
> Da die Frau Berta Keller, Kreuzgasse 5, hier, wegen ihres unsittlichen Lebenswandels nicht befähigt erscheint, die Erziehung ihres am 15. Juli geborenen außerehelichen Knaben nach christlichen Grundsätzen selbst leiten zu können, wird hiermit die sofortige Verbringung des Kindes in das hiesige Säuglingsheim, mit der späteren Aufnahme ins Fürsorgeheim, verfügt.
>
> Der Direktor des Fürsorgeamts.
> Schwärtz.

*

Der Stadtrat und Großbürger Grundler stieg ächzend die vier Stockwerke zur Mansardenwohnung in der Kreuzgasse 5 hinauf. Eine ältere Arbeiterfrau öffnete ihm. Ich möchte die Frau Berta Keller sprechen", sagte er kurz.

„Ja, das können Sie" erwiderte die Oeffnende und ließ den wohlbeleibten, vornehmen Herrn bereitwilligst eintreten. Sie führte ihn in eine ärmliche, aber saubere Stube, in der es nach Windeln roch. Der Herr nahm sein seidenes Busentuch heraus und tupfte sich damit Stirn und Nase. Auf einem Sofa saß ein junges Weib, das ein Kind an der Brust hielt und es stillte. Als der Stadtrat eintrat, bedeckte sie ihre Brüste mit einem Tuch, ließ sich aber nicht weiter von ihm stören. Die Mutter lud ihn ein. Platz zu nehmen, und er ließ sich auf einem der tannenen Stühle fallen, daß dieser unter seinem Gewicht krachte. Nachdem der Wohlgenährte einige Augenblicke schnaubend dagesessen, während deren er .sich sein Gesicht trocknete platzte er unvermittelt und brutal heraus: „Ich bin der Vormund Ihres unehelichen Kindes. Das Fürsorgeamt hat beschlossen, den Kleinen ins Säuglingsheim aufzunehmen. Sie werden nichts dagegen haben!"

Die Mutter warf dem Dicken einen vernichtenden Blick zu. „Sagen Sie dem Fürsorgeamt. daß ich mein Kind selbst ernähren und erziehen kann", sagte sie mit scharfer Stimme. „Es braucht sich niemand in meine Angelegenheiten zu drängen ich weiß, was ich zu tun habe."
Grundler ließ vor Erstaunen das seidene Busentuch fallen und riß die schwammigen Aeuglein weit auf. Dann geriet er plötzlich in Wut und schrie die stillende Frau an: „Ich bin der Vormund Ihres Kindes und

habe darüber zu bestimmen, was mit ihm geschieht. Nach Ihrem Vorleben kann man Ihnein den Kleinen nicht überlassen, daher wird er Ihnen genommen. Sie können gar nichts dagegen machen!"
Die junge Frau machte eine heftige Bewegung, So daß der Säugling die 'Brust verlor und zu schreien anfing. Sie legte ihn auf das .Sofa und brachte ihr Kleid in Ordnung. Die Mutter, die Windeln über den Ofen gehängt hatte, nahm das krähende Bündel auf und trug es wiegend und leise zuredend durch die Stube.

„So, mein Vorleben läßt es nicht zu" sagte Frau Keller mit blassen Lippen, indem sie die letzten Knöpfe ihrer Bluse zumachte. „Was wissen Sie denn von meinem Vorleben, Herr?"

Grundler faltete die Hände über dem Bauch, als wollte er damit andeuten, daß er sich wieder behaglich fühle und bereit sei, die pikantesten Abenteuer zu verdauen, die ihm die hübsche Blondine zu kosten geben werde. „Nun, Sie werden doch zugeben, daß Sie Ehebruch getrieben haben", fing er mit schmalziger Stimme an." Es ist doch erwiesen, daß Ihr Kind nicht von Ihrem Manne stammt. Zudem ist der wirkliche Vater auch verheiratet, so daß doppelter Ehebruch vorliegt. Nach den Moralbegriffen der bürgerlichen Gesellschaft . . . ."

„Was geht mich die sogenannte Moral Ihrer bürgerlichen Gesellschaft an", unterbrach ihn schroff die Frau. „Das ist in Wirklichkeit die widerlichste Schein- und Unmoral. Und dann, wissen Sie, daß mein Mann hundertmal die Ehe gebrochen hat, ehe ich selbst soweit kam ? Daß er mich wie ein Tier vergewaltigte, wenn ich ihm nicht zu Willen sein wollte ? Als ich dann einen Mann kennenlernte, der sich wie ich nach Liebe sehnte, wer darf sich zum Richter über mich aufwerfen, wenn ich diesem Mann mein junges Leben schenkte, wenn ich dieses Pfand der Liebe von ihm empfing? — Das ist also mein Vorleben, und ich lasse es mir von niemand besudeln, weil ich weiß, daß es erst von da an rein und schön war, als ich eine Ehebrecherin wurde."

Sie hatte sich während dieser Worte erhoben und stand nun dem Stadtrat mit trotzig aufgeworfenen Lippen gegenüber. Der tastete ihre Gestalt mit geilen Augen ab, sein Gesicht bekam einen fettigen Glanz.
„Wie war das mit der Vergewaltigung?", sagte er beinahe keuchend vor verhaltener Gier. „Sie haben sich also gewehrt? Wie hat das Ihr Mann denn gemacht, daß er doch noch zu seinem Recht kam?" Bei diesen Worten leckte sich der Stadtrat die wulstigen Lippen. Das junge Weib sah verächtlich zu ihm nieder.

,Das würde Ihnen natürlich Spaß machen, so etwas recht ausführlich zu hören. Aber ich sehe es Ihnen an, daß Sie ein schmutziger Kerl sind. — Und jetzt können Sie gehen! Adjö!"

Damit nahm sie der Mutter, die die ganze Zeit mit halblauten, entrüsteten Bemerkungen auf und ab gegangen war, das Kind aus dem Arm und setzte sich wieder aufs Sofa.

Wie ein Gummiball sprang der Dicke auf, krebsrot im Gesicht. „Sie unverschämte Person", schrie er sie an, ,,Sie haben es gerade noch nötig, einen anständigen Menschen zu beleidigen, der es gut mit Ihnen meint und Ihnen helfen will. Aber nun habe ich Sie ja kennen gelernt. So ein schamloses, ehrvergessenes Weib wie Sie kann selbstverständlich kein Kind erziehen. Es wäre ein Verbrechen, wollte man es Ihnen lassen. Noch heute wird es ins Säuglingsheim gebracht werden, dafür werde ich sorgen." Damit rannte er schnaubend nach der Türe, riß sie auf und warf sie krachend hinter sich zu.

*

Zwei Stunden später fuhr das städtische Auto vor. Eine Säuglingsschwester entstieg ihm und lief eilig die halbdunklen Treppen hinauf. Frau Keller, die selbst öffnete machte bei ihrem Anblick eine Bewegung, als wolle sie

die Türe wieder zuschlagen, unterließ es aber, nachdem sie einen Blick in das junge, frische Gesicht der Schwester geworfen hatte.
„Ich komme vom Säuglingsheim und soll Ihr Kind abholen", sagte die Schwester mit einem warmen, sympathischen Tonfall in der Stimme.
„Kommen Sie bitte herein", erwiderte Frau Keller. Der Säugling lag in seinem Wagen und schaute die Schwester, die sich über ihn beugte, mit dunklen, noch in den Mysterien der Schöpfung befangenen Augen an.
„Ein gesundes Kind, es sieht prächtig aus. Sie haben es bis jetzt gestillt?"
„Ja, seit drei Monaten. Ich möchte ihm recht lange die Brust geben."
Die Schwester richtete sich überrascht auf. „Ja, warum tun Sie es dann ins Säuglingsheim? Es wäre ja viel einfacher für Sie hier in Ihrer Wohnung."
„Sie wissen also nicht, daß mir das Kind mit Gewalt weggenommen werden soll? Wegen meines Vorlebens, wissen Siel Hat man Ihnen das nicht gesagt, als man Sie herschickte?"

„Die Oberin erhielt ein Schreiben vom Fürsorgeamt, auf Grund dessen ich dann beauftragt wurde, Ihr Kind ins Säuglingsheim zu holen. Den Grund hat man mir nicht mitgeteilt, aber ich nahm an, daß es Selbstverständlich mit Ihrem Einverständnis geschehe."

„Im Gegenteil, ich habe dem Herrn, der bei mir war, aufs bestimmteste gesagt, daß ich meinen Kleinen selbst aufziehen wolle. Er meinte aber, ich könne das nicht, weil ich eine unmoralische Person sei. Ich glaube aber, kein Mensch wird einer Mutter das Recht nehmen können, für ihr Kind selbst zu sorgen. Ich wenigstens werde mir dieses Recht von niemand nehmen lassen. Ich gebe mein Kind nicht her. Sagen Sie das Ihrer Oberin, Fräulein."

„Ja, wenn das so ist, dann verstehe ich nicht, weshalb man Sie zwingen will."

„Ich sagte Ihnen schon, ich bin unmoralisch. Das Kind ist unehelich," müssen Sie wissen, trotzdem ich verheiratet bin."

„'Das ist vielleicht ein Unglück für Sie und den Kleinen, aber um so' begreiflicher finde ich es, wenn Sie ihm Ihre ganze Liebe zuwenden. Es warte ja geradezu ein Verbrechen, Sie von Ihrem Kind zu trennen. Sehen Sie, da bringen viele Damen der besseren Gesellschaft ihre Neugeborenen zu uns, weil sie keine Zeit haben, sich mit ihnen abzugeben oder weil sie das Stillen verunstalten könnte. Wenn etwas unmoralisch ist, so ist es das Verhalten dieser besseren Leute, die aus Bequemlichkeit oder Eitelkeit auf die schönste Pflicht einer Mutter verzichten. Da stehen Sie mit Ihrer Mutterliebe himmelhoch über diesen Frauen. Das andere, ob ehelich oder unehelich, ist dabei vollkommen nebensächlich."

Frau Keller ergriff die Hand der Säuglingsschwester und drückte sie dankbar. „Sie sind die erste, die mir so etwas sagt. Seit das Kind auf der Welt ist, höre ich nur von allen Seiten, daß es ein Unglück sei und eine Schande. Selbst meine Mutter jammert mir das ständig vor, trotzdem sie zu mir hält und den Kleinen gern hat."

„Ich werde jetzt zurückfahren und der Oberin die Sache schildern", versetzte die junge Schwester. „Es ist alles in bester Ordnung, das Kind ist reinlich und sauber gehalten, das ist doch die Hauptsache. Besser wäre es auch bei uns nicht aufgehoben. Seien Sie ohne Sorge, Sie werden Ihr Kind behalten."

Damit beugte sie sich nochmals zu dem Kleinen hinab, fuhr ihm leicht über die feinen, flachsblonden Härchen und eilte mit einem fröhlichen Gruß fort. Frau Berta sah ihr nach, erleichterten Herzens und doch mit einem bangen Gefühl, daß der Kampf um ihr Kind noch nicht zü Ende sei.

Sie sollte sich nicht getäuscht haben. Am selben Nachmittag erschien der Stadtrat Grundier mit einem Polizisten und einer älteren Fürsorge-

Schwester von energischem Aussehen. Frau Keller hatte bei ihrem Eintritt entsetzt aufgeschrien. Dann aber riß sie das Kind aus der Wiege und preßte es fest an sich. Sie schaute mit dem Blick eines verwundeten Tieres die Eindringlinge an. Der Stadtrat meckerte ein fettes Lachen.
„Sie sehen, ich habe Wort gehalten. Ich hoffe, Sie werden nun Räson annehmen und sich ins Unvermeidliche fügen."

„Ich gebe mein Kind nicht her", schrie die gequälte Mutter auf.

„Seien Sie doch vernünftig", sagte die Fürsorgeschwester in strengem Ton. „Das Kind wird bei uns nach den neuesten Errungenschaften der Säuglingspflege behandelt. Es wird besser gedeihen als bei Ihnen."

„Aber Sie wollen es mir für immer nehmen. Ich kann es nicht mehr sehen, darf es nicht mehr lieb haben. Und kein Mensch wird es sonst lieben auf der Welt außer mir. Nein, eher laß ich mich in Stücke reißen . . ."

Der Polizist trat auf die Frau zu, drohend, mit wichtiger Amtsmiene. Er streckte die Hände nach dem Kinde aus. „Geben Sie her", sagte er barsch.

Berta kreischte auf. Sie schlang beide Arme fest um das Bündel und wich in die Fensterecke zurück. Der Kleine fing jämmerlich an zu schreien. Der Polizist folgte ihr und ergriff ihre Hände, um sie vom dem Tragkissen ;wegzuziehen. Aber die Frau beugte sich mit dem Kopf darüber und biß sich im Kissen fest. Da trat der Stadtrat heran, packte Berta an den Haaren und riß ihren Kopf nach hinten. Der Polizist hielt ihre Hände wie in einem Schraubstock fest, und die Schwester nahm den Säugling weg.

„Mein Kind!", schrie die Gefolterte in maßlosem Schmerz. Sie drehte blitzschnell den Kopf und biß Grundler in die Hand, daß er mit einem Wutschrei losließ.

„Verdammte Hure!", brüllte er. Dann lief er schleunigst der Schwester nach, die schon auf der Treppe war.

„Mein Kind, mein Kind!", jammerte drinnen die Mutter. Aber der Polizist hielt sie fest, bis man drunten das Auto anlaufen hörte.

„Mein Kiiind!"

Berta sank ohnmächtig zu Boden. Der Polizist ging gemessenen Schrittes, ohne Erregung, die Treppe hinab.

Der Christliche von Sigi

Jeden Morgen um die sechste Stunde
singe ich mit andachtsvollem Munde:
„Ehre sei Gott in der Höhl"
und dann gehe ich in die Fabrik.
Und ich stecke dann mit froher Miene
in die dumpfe Arbeitsgouillotine
jeden Tag mit Freuden mein Genick.

Aber Gott ist gnädig mit den Seinen,
denn er hört mein flehentliches Weinen:
"Ehre sei Gott in der Höhl"
und er läßt das Beil nicht fallen, gottseidank!
Während gestern Maschiniste Nolte,
der an Gott schon lange nicht mehr glauben wollte,
mit zerquetschtem Bauche in die Grube sanz

Ein Winterabend und das Buch Von Karl Dinker

Wenn Du, lieber Leser, wanderlustig bist, so knüpfe Deine Schuhe, hülfe Dich in Deinen Mantel und folge mir. Denn ich will Dich auf einen; Höhenrand unserer Stadt führen. Es ist Dezember — und Abend. Rüstig stapfen wir durch den Schnee. Herrlich, — es geht bergauf. Nur noch dieses kurze Stück und wir sind oben. —

Die verschneiten Tannen — die Felder — der Weg Du selbst — alles ist heilige Ruhe. Es ist eine Sammlung, eine flüchtige Stunde der Andacht Auge in Auge mit der freien Natur, unter dem hohen, schweigenden Dom mit seinen blinkenden Sternen. —

Eine flüchtige Stunde nur — denn dort unten liegt drohend die Stadt —: „die uns lehren soll den Erwerb".

Eine solche Stunde läßt mich immer an die alten Chroniken und Märchen denken aus welchen die Sage vom langen, trauten Winterabend, mit seinem warmen Hauch und seinem Bratäpfelduft, zu uns herüberdringt. Und ist doch so traumhaft fern, dieser Winterabend und nur eine lebhafte Phantasie läßt uns den Zauber jener Tage ahnen. —
Es war einmal — — — —.

Du kennst doch auch die Geschichten, die unsere Großmütter aus ihrer Jugendzeit noch zu erzählen wissen. Als sich die Dorfjugend allabendlich noch um den Spinnrocken versammelte und im Kreise der Alten, bei Talglichte und Tabakspfeife, uralte Geschichten der Vergessenheit entrissen wurden. —

Vorbei — —.— —.

Das Licht und die Maschine haben uns Enkeln die Poesie der Großväter genommen. Wo vor 50, vor 80 Jahren noch friedliche, einsame Bauerngehöfte standen, dort donnern heute Fabriken im Lichtmeer elektrischer Bogenlampen. —

Rastlos arbeitet der Menschengeist — — — —!

Der Weg vom Kienspan zur Glühbirne war lang und mit Steinen besät. Aber wir haben Lischt, — mehr Licht, besseres, gesünderes Licht. — Weißt Du aber auch, daß das Licht es ist, das uns den langen Winterabend geraubt hat? — Mit all seiner Gemütlichkeit und Poesie! —
Früher begann die Arbeit mit der Sonne und endete mit deren Sinken am frühen Abend. Dies brachte die lange Winternacht zustande. Heute aber „ruft Dich die Pflicht" schon früh, noch in den nackten Morgenstunden, um Dich bis wieder in die Nacht hinein festzuhalten. Und nicht nur den Vater. In vielen Fällen muß auch die Mutter der „Pflicht folgen" und in die Fabrik rennen. Du weißt ja selbst, was da für ein Familienleben übrig bleibt, welch goldene Jugend das für die Arbeiterkinder bedeutet. ‚Da ist der Schmelz bald weg, da wird heiliges Kinderland früh verwüstet. — Und immer wahnsinniger wird der Tanz ums goldene Kalb. Die Masse und die Maschine ist alles, der Mensch ist nichts, ist höchstens eine Nummer, die früh beim Kommen und abends beim Gehen eine Kontrollkarte „sticht". —

Rastlos arbeitet der Menschengeist — — — —!

Weltteile und Ozeane bieten dem Flieger keine Grenzen mehr. Wir hören —'und sehen fern. Am fließenden Band produzieren wir ungeheure Mengen von Gütern. Die Menschheit ist unermeßlich reich geworden. Aber der einzelne schaffende Mensch ist arm geblieben. Was nützt aller gesellschaftliche Reichtum, wenn Du selbst ein armer Teufel bleibst. Unsere Wirtschaft hat nicht mehr den natürlichen Zweck der Bedürfnisbefriedigung, der Ernährung und Bekleidung der Menschen. Sie ist ein Tollhaus geworden, in dem sinn- und planlos alles produziert wird, was Geld gibt.

Denn Geld heißt der neue Gott, dem Menschenglück, Daseinsfreude, Lebensharmonie und Frieden geopfert wird. Langsam frißt dieser Moloch dem Menschen Herz und Seele. —
Die grandiose Entwicklung der Technik hätte zum Segen der Menschheit werden können, — sie ist zum Fluch geworden. Die Maschine, die uns Freund und Helfer sein könnte, hat uns zu ihrem Sklaven gemacht. Die einen klammert sie hart an ihren kalten Eisenleib und die andern macht sie brutal brotlos. Du siehst, daß hier etwas nicht in Ordnung sein kann. Denn die Maschine als Mechanismus und die Technik als Wissenschaft sind nicht die Ursachen dieser wirtschaftlichen Disharmonie. Diese

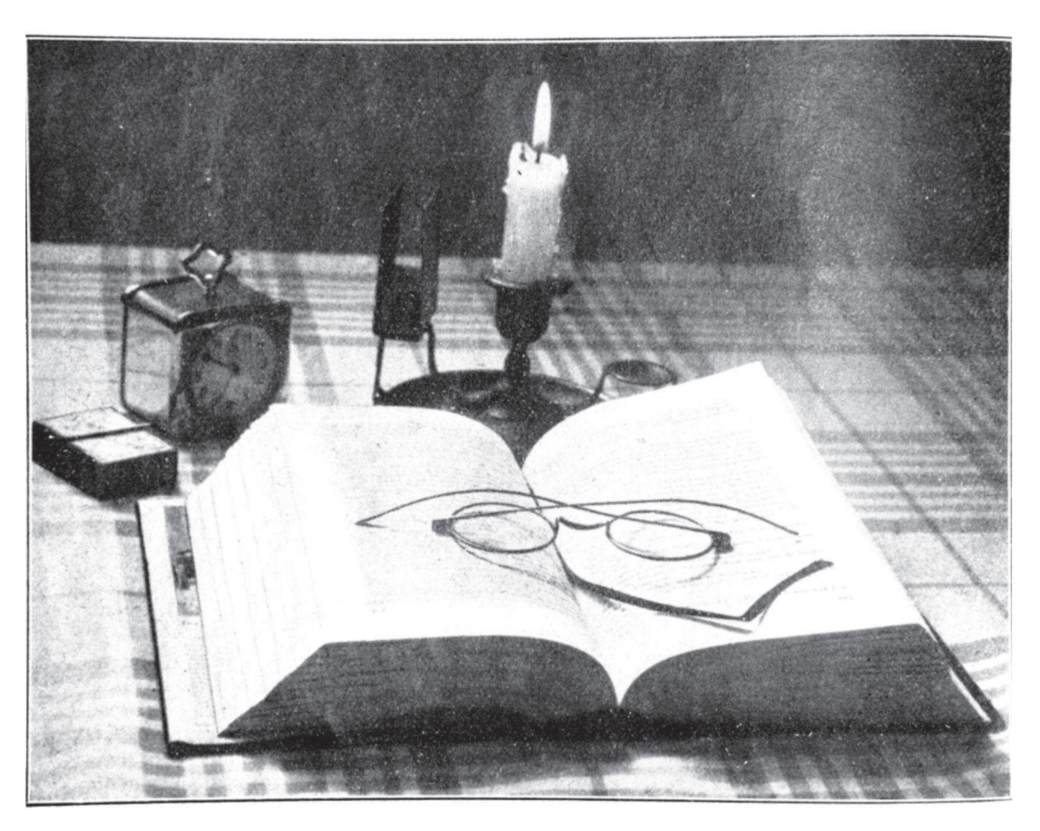


Photo **K. Dingler = Gôppingen**

liegen vielmehr in der Rückständigkeit unserer Gesellschaftsorganisation, Man kann auch so sagen: Die Produktivkräfte sind der sozialen Struktur unserer Gesellschaft weit vorausgeeilt! Wollen wir also unser Teil dazu beitragen, daß dieser Vorsprung der Technik wieder aufgeholt wird. Die neue Gesellschaft muß so beschaffen sein, daß die Segnungen von Technik und "Wissenschaft allen Menschen zugute kommen. Fortan soll nicht mehr „der faule Bauch verprassen, was fleißige Hände erwarben". Wenn wir wollen, daß es uns besser geht, wenn eine neue Ordnung der Dinge werden soll, dann muß sie von unten, aus der Tiefe des Volkes kommen Und soll das Neue gut sein und Bestand haben, so müssen die Männer des Volkes sich heute schon Erkenntnis und Wissen aneignen damit

sie die Fähigkeiten zur Neukonstruktion entwickeln können, denn das Wort bleibt stehn: „Uns aus dem Elend zu erlösen, das müssen wir schon selber tun." Zu dieser Erkenntnisverbreitung ist die Literatur, das freiheitliche Buch, eines der wichtigsten Mittel. Auf die Köpfe kommt es an.

Aber Bücher sind teuer und der Lohn kärglich. Der Arbeiter kann in den seltensten Fällen das nötige Geld erübrigen, um sich in der Buchhandlung ein gutes Buch zu kaufen oder zu bestellen. Hier kommt ihm unsere Büchergilde entgegen. Durch gegenseitige Hilfe gelingt es uns, wertvolle Bücher herauszubringen. Zu äußerst mäßigen Preisen und monatlichen Raten wird es dadurch auch dem Arbeiter möglich, sich eine gediegene eigene Bücherei anzulegen.

An dem Scheitern der bisherigen Freiheitsbestrebungen der Arbeiterbewegung ist zu einem sehr großen Teil die totale Verflachung, die Geist- und Kritiklosigkeit ider Massen schuld. Wirken wir diesem Uebel entgegen. Der bücherlesende Arbeiter soll als neuer Kulturfaktor in die Geschichte eintreten. Der blindglaubende Mensch ist ein guter Sklave, der wissende Mensch wehrt sich gegen die Unterdrückung.

Unsere Buchgemeinschaft, deren kulturelle Mission Du nun kennst, liefert organisatorisch schon im Kleinen den Beweis, was man Neues schaffen kann, wenn man keine höchstbezahlten Schmarotzer in seinen Reihen duldet. Die notwendigen Verwaltungsarbeiten werden von einfachen Arbeitern ehrenamtlich ausgeführt. Du erkennst nun, daß Du eine sehr gute Einrichtung vor Dir hast. Aber Du selbst sollst auch mithelfen und unser begonnenes Werk nach Kräften fördern. Das kannst du am besten tun, indem Du der Büchergilde neue Freunde zuführst. Je größer unser Kreis wird, um so leistungsfähiger wird die Gilde werden. —

Es ist kälter geworden, der Schnee knirscht unter unseren Tritten. Langsam wandern die Sterne westwärts. Wir wollen umkehren. „Das war ein feiner Winterabend, gelt, und zum Abschied noch einmal: ..Beherzige das, was ich Dir gesagt habe über die

„Gilde freiheitlicher Bücherfreunde".

Unsterblichkeit **Von Margarete Szepansky**

Wenn mein Dasein gelöscht von der fliehenden Zeit,
Und über mir schwebt die Vergangenheit,
Dann wird's gerade so sein, wie es immer war:
Die Zeit schreitet weiter von Jahr zu Jahr,
Kein Rädchen steht still in dem Weltenall,
Keine Welle stockt in dem Wogenschwall,
Die grüne Schonung wird bald zum Wald,
Was heute so jung, bald wird es alt.
Und dennoch, Vergänglichkeit ist nur ein Schein,
Denn ich war, ich bin, und ich werde sein!
Was ich jemals gedacht, getan und geschafft,
Es ist ein Teil jener ewigen Kraft,
Die stetig, unsterblich das Weltall bewegt,
Ganz gleich, welcher Form sie sich regt.

Gedichte
Von Alfred Giesau

Nacktes Leben — Greifbare Wirklichkeit (nach Nietzsche):

Nicht Trauer, nicht Wehmut,
Nicht Freude, nicht Demut.
Nicht spielen mit Worten voll trügerischen Glanzes.
Hier Mensch zu Mensch als Volles und Ganzes.
Nicht Tränen, .nicht Bitten,
Nicht haltlos vergehen.
Wo du nicht lieben kannst, sollst du vorübergehen.

Zukunftsland :

Hier das Leben, dort die Taten.
Brüder, seid ihr wohlberaten?
Erde ist dem Himmel gleich —
Wahrheit hockt im Schattenreich.
Erde ist so blütenschwer —
Menschheit ist so liebeleer.
Menschheit hastet, weiß nicht wie;
Leben, das ist Parodie. —
Leben — sinnreich und konstant —
Wohnt in einem andern Land.

Götterdämmerung :

Aus magischem Glanz sich hebende Konturen.
!Umdüsternde Nebel auf grünenden Fluren.
Reflexe des Lichts, in Bündeln schießend.
Gebirge, Tal, Wolken — im All zerfließend.

‚Der reißende Gießbach die Klippen zerspeilt.
Der Gewitterwind durch die Schluchten heult.
Ein Blitzstrahl zuckt flammend am Firmament —
Im Tale eine Kirche brennt.



A. Giesan:

auf der Wanderschaft

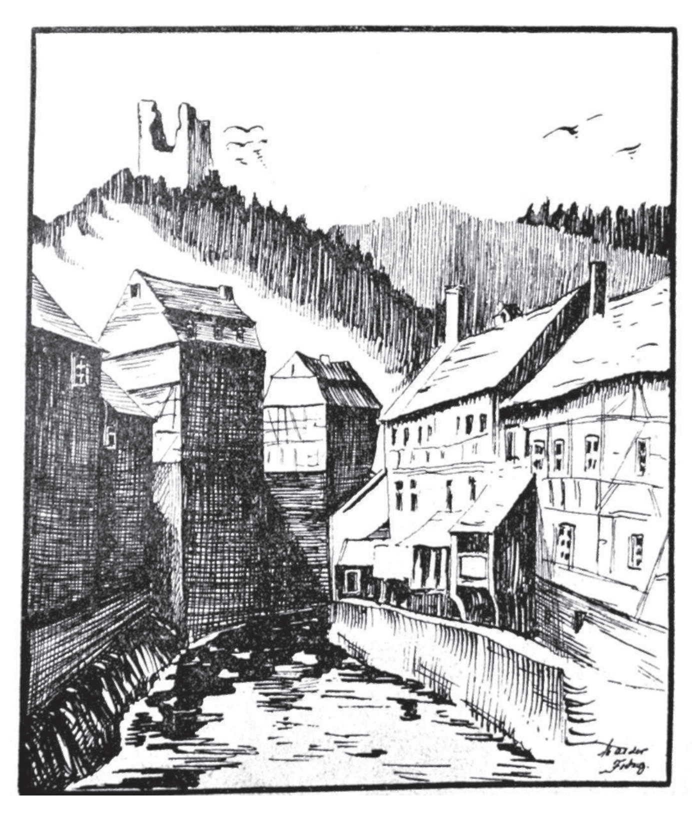
Die Heimkehr Von Roberf Radetzky

Vom Schlesischen Bahnhof zur Cöpenickerstraße ging man zehn Minuten. Heute ist das nicht mehr möglicn, weil so viele Automobile und Motorräder den Platz vor dem Bahnhof unsicher machen. Man muß abwarten, einen Anlauf nehmen, wieder zurückspringen. Man kommt in Schweiß dabei. Das Gepäck ist nicht leicht. Und die Luft atmet sich schwer. Berliner Luft ist das. Sie muß kräftig eingezogen werden, sonst kommt sie nicht, sondern bleibt oben am Gaumen kleben.

Es gelingt einem, rennend den nächsten Bürgersteig zu erreichen. Der Sack wird auf die andere Schulter genommen. Das geröstete Brot knirscht. Nun kann man eine Weile geradeaus gehen.

Die Leute sehen sich um? Na ja, so herrschaftlich wie ihr bin '.ich nicht gekleidet. Die wahrste Bourgeoisgegend hier am Schlesischen. Aber das war ja immer so in Berlin. Ich habe es nur vergessen. Hatte auch einen steifen Kragen eine Bügelfalte, Pomade im Haar. Sind alle sauber rasiert. Muß mir den Bart abnehmen lassen. So erkennt mich keiner. Sehen nicht, daß ich ein Mensch bin, ein Berliner Junge. Glauben, da geht ein. . . . .

Aber das Wort „Gespenst", das sijch aufdrängt, läßt man nicht hochkommen. Man wird es am besten herunterspülen, in diese handfeste



Idyll aus der Eifel. **Federzeichnung J. Maeder**

Kneipe, Destille, Budike, hineingehen, wo man auf den Boden spucken darf. Dieser kleine blonde Junge mit der bayrischen Aussprache, der immer noch aus dem Biertopf kuckt. Nein, nein, das hier ist schon Nachkriegsgeneration, ist Deutschlands Zukunft.

Eine Molle, zwei Mollen. Was kostet das? Fünfzig Pfennig? Zur Not kann man's noch bezahlen. Vier Uhr. Halb fünf. Jetzt käme Vater von Arbeit zurück. Mutter wartet mit dem Essen. Die Brüder, Hans, Ali, Fritz, Wilhelm und Rudi treiben sich noch rum, werden sich wieder verspäten. Aber Lieschen deckt den Tisch für alle, und Lenchen packt ihre Puppen fort. Ach nee, lebendige Puppen wird sie haben. Ein hübsches Frauchen wird sie sein. Und Lieschen? Sie mag schon ein paar graue Haare haben. Und Vater, Mutter?

Es hilft nichts. Den Sack über die Schulter. Das geröstete Brot knirscht. Lieber bei Nacht und Nebel an der Grenze, auf Waldwegen. Die Bäume rauschten. Ueberau, wo Bäume rauschen, kann Heimat sein. Ist Ruh? und Hoffnung im Herzen.

„Paß uff, wo Du hinrennst!"

Man zuckt zusammen, lächelt. Nur ein Radfahrer. Der hat ja keine Karre über der Schulter. Was will denn der? Komme schon noch über den Damm. Die Pferdeäpfel sind hier selten geworden. Und nun kommt der Kanal. Aber — da ist kein Kanal. Da laufen die Kinder herum. Alles ist anders geworden. Am Ende gibt es keine Cöpenickerstraße mehr. Eile nicht, geh langsam. Bleib lieber stehen. Der Kanal ist zugeschüttet.. Zugebuddelt, verscharrt.

Die Straße ist gewissermaßen breiter geworden. Es gibt jetzt mehr Menschen. Die Alten sind noch da, und dann drängen die Jungen und die Kinder sich dazwischen. Hauptsache, es sind alle da.



Dorf in der Eifel. **Federzeichnung J. Maeder**

Man selber ist auch noch da — das habt ihr euch wohl alle nicht mehr träumen lassen. Doch, du hast von mir noch geträumt, du, Mutter? Da auch, Lenchen? Wer hätte das gedacht! Ich bringe dir nichts mit. Nur geröstetes Brot, Bauernbrot, russisches. Wetz dir die Zähne dran. — Was ist ein Tag?

Was ist ein Tag gegen ein Jahr, gegen zehn Jahre?

Auf diesen Tag hab ich gewartet.

Er vergeht mir zu schnell. — Ich will hier noch ein bischen stehen bleiben. Man ist müde von solch einer Fahrt. —

Nun ist man heimgekehrt. Die Zeitungen werden davon berichten. Nur kurz: „Eine in Hamburg lebende Pflegerin erhielt die Nachricht, daß ihr seit 1917 vermißter Bruder in seine Heimatstadt Berlin zurückgekommen war. Dort fand er von seinen Eltern und seinen sieben Geschwistern niemand mehr lebend vor. Da er völlig mittellos war, machte er seinem Leben aus Verzweiflung ein Ende."

Besinnung und Aufbruch von carl Buttke

Der Menschheit Güter besitzen
Pfaff, Adel, Kapital.
Organisierten zu ihrem Schutze
Den kalten Mörder Staat.
In dieser Mörderhölle
Essen sie unser Brot,
Sie sind Tyrannen der Erde;
Zum Kampf! Brüder!
Leben — oder Tod! —
Durch organisierte Henkershand
Zerstören sie das Leben.
In Uniform und Gewand
Stolzieren sie mit Tressen und Ehrenzeichen,
Räkeln sich in den Sesseln
Der Dielen, Cafe's, Hotels
Wollüstig schlürfend ....
Und schwelgend in Mordtaten.
— Uns peinigt die. Not. —
Der Menschheit Wert und Streben
Erstickt im Staatenkot.
Erhebt euch! Ihr Entrechteten
Im Kampf ums täglich Brot.
Ihr Schaffenden der Erde,
Millionen an der Zahl!
Ihr laßt Schmarotzer herrschen,
Und euer ist die Qual.
Wann brecht ihr auf? —

Zersprengt des Staates Ketten!
Denn nur durch seinen Tod
Könnt ihr euch selbst erretten!

Die Streiker Von Fritz Linow

Breit und klobig wuchten die gewaltigen rauchspeienden Essen in den bleigrauen Himmel. Dröhnend und ächzend hallt der Lärm der Maschinenbestien aus den trüben Werkräumen, die in dicker Luft schwimmen, und das Atmen zu einer grausamen Qual macht. Die Maschinenbestien fressen glühendes Eisen in sich hinein und spucken dafür schwefelgelbe Rauchschwaden in das Halbdunkel der Werkräume. Die ganze Umgebung gleicht einer längst verklungenen Welt, in der Vernichtung, Tod und Schrecken ihr gemeinsames Gewerbe treiben. Gnomen und Zwergen gleich, huschen zwischen den spuckenden Ungeheuern kleine gebeugte Gestalten umher, fast unbekleidet, schwitzend und verbissen, gebrochen von der Arbeitsqual und zerfurcht von dem Tempo.

Aber die Arbeit darf ihnen nicht fortlaufen, ihr ganzes Leben steht auf dem Spiele, weil sie von ihrer Arbeitssklaverei leben, wie andere von Licht, Sonne und guten Lebensmitteln ihr Leben fristen. Untergang in grauenhaftes Elend scheint ihnen bevorzustehen, wenn es dem Arbeitstempo gelingt, den flinken und behenden Arbeitssklaven zu entwischen. Und das Arbeitstempo hat Spaß an dieser verzückten Jagd. Mit allen Finessen will es die kleinen Arbeitssklaven abhängen und grimme Freude spricht aus seiner Raserei. Die Freude dessen, der immer oben, immer vorne ist. Hinter den immer eine wilde und verwegene Jagd einherbraust, eine keuchende und schweißbedeckte Meute, der das Blut in den Adern, gleich ungefesselten Elementen rauscht, und deshalb alle Sinne betört. Aber nicht immer läuft das Arbeitstempo vor den schnellsten der Meute hurtig davon. Oft läßt es sich fast greifen, um dann in übermütiger Raserei die Konkurrenten mit seiner Geschwindigkeit zu zerschmettern. Wehgeschrei oder verhaltenes Stöhnen hält dann die ganze Meute auf und gibt ihnen für den Bruchteil einer Sekunde Besinnung. Aber schon brummen und grollen die Drachen dieser Hölle und die noch erschreckte Meute, mit dem Blutgeruch der Zerschmetterten in der Nase und der Verstörtheit der Gepeinigten die eben, einem Atemzug zuvor, mit knapper Not und Mühe einem Schicksal entgingen das hinter jedem Winkel, der riesigen Irrgärten gleichenden Hallen, an jeder Mutter und. Schraube und an jedem Hebel der Maschinendrachen lauert, nimmt seinen Wettlauf mit dem erbitterten Feinde seiner Lebens- und Arbeitsfreude wieder auf.

Alles ist hier in dieser stickigen, giftgeschwängerten Drachenhöhle vorgeschichtlich. Haß, Blutdurst, Raserei, ungezähmter Vernichtungswille beherrschen das Ganze. Lind die Arbeitssklaven sind Gefangene einer unsichtbaren Macht, die Gas Arbeitstempo hetzt und die gierigen Schlünde der Maschinenbestien dann und wann neben weißglühendem Eisen, auch mit zuckenden Menschenleibern füttert. Alles stürzt sich in die Arbeitssklaverei weil irgendwo, ein Irgendwer sitzt, der mit einem Hirn aus Zahlenkolumnen ausgerüstet, Tempo und Maschinen, Menschen und Zeit hetzt. „Je irrsinniger die Hatz, um so größer der Gewinn" sagt der Irgendwer und addiert und multipliziert die langen Zahlenkolonnen, um zu dem Ergebnis zu kommen das Tempo ist zu langsam, weil der Gewinn zu gering. Und trotzdem haben die Arbeitsknechte gehetzt, daß die fliegenden Pulse das Blut nicht mehr regeln .können. Dicke Knoten bilden die Adern und die Luft in den Lungen wird knapp, so knapp, daß der Atem kurz und keuchend durch den Kehlkopf pfeift. „Macht nichts, der Gewinn muß höher hinauf und das Tempo beschleunigt werden, wenn nicht die ganze Arbeitsleistung überhaupt Unsinn, purer Unsinn sein soll", keift der Irgendwer und schlägt zum Beweise mit der weichen, fleischigen Hand auf leine Berechnungen.

Und dann kommt das Schlimmste. Der Preis für die Dienste der Arbeitssklaven wird herabgesetzt, um das Arbeitstempo zu beschleunigen.
Aber die kleinen Arbeitssklaven kennen eine Wenigkeit vom Leben. Kennen

das Rennen um ein Plätzchen, wo hin und wieder einmal ein kleiner, in seiner Lebenskraft zwar schon gebrochener Sonnenstrahl, aber immerhin ein Sonnenstrahl, hinfällt. Sie haben Losungen und Devisen, auch Organisationen und Programme, sie wollen nicht mehr hetzen und nicht mehr gehetzt werden. Sie sind dieses Leben so satt und in ihren müden, vom Feuer und Gifthauch der Maschinenbestien geröteten und getrübten Augen zuckt ein Strahl der Auflehnung. Diese Augen sprechen von Meuterei und Revolte.

Zwar hetzte man sich eben noch gegenseitig, aber das muß vergessen sein. Nicht mehr geschwinder, schreit es aus diesen von der Arbeit gekennzeichneten Leibern. Langsam versinkt die große Müdigkeit und die verlorene Spannkraft kehrt zurück. Man sieht sich in der Drachenhöhle des modernen Kapitalismus und ahnt die Schrecken, die kommen müssen, wenn der gekürzte Arbeitslohn das mörderische Tempo der Produktion beschleunigen wird. Es geht nicht mehr! Wir sind mit unserer Kraft und Ausdauer am Ende! Wir Gnomein und Zwerge, gefangengehalten in der Hölle ökonomischer Notwendigkeiten, um durch die Zauberkraft unserer Arbeitsleistung Gewinn, Profit und Dividende zu bringen, bewacht von eisenfressenden, stählernen Ungeheuern, den Drachen der Sagenwelt unserer Kindertage ähnlich, haben genug von der Mordhetze unserer Arbeitssklaverei. Jede Fiber unserer geschändeten Körper lehnt sich auf. Wir Arbeitssklaven wollen nicht mehr.

Und plötzlich dröhnt ein gigantisches Raunen durch die gewaltigen Hallen. Es ist, als ob Titanen sich zum Kampfe mit den Göttern stellen.
Streik! Ausstand! Gellt es den gebeugten Arbeitsknechten entgegen. Im ersten Moment krümmen sich die Rücken noch tiefer. Furcht vor der eigenen Kraft und lodernde Angst vor der Gefahr, das bisherige Getriebe des Lebens zu stören, spricht aus geduckten Leibern. Aber diese Leiber schmerzen. Alle Knochen krachen und was das Hirn noch nicht fassen kann, hat der Körper, dieser grausam geschändete Organismus, Mensch genannt, schon begriffen. Er soll heraus aus dieser Hölle. Es soll ein Kämpf mit der sagenhaften Macht der Sklavenhalter geführt werden. Gleich der brausenden Meeresbrandung donnert das kleine Wörtchen Streik durch die Hallen einer hundert Mal verfluchten Hölle der Arbeitsknechtschaft.
,,Streik gegen den Lohnraub, Streik geigen die weitere Steigerung der Arbeitsintensität!" lauten die sehr prosaischen Losungen der Streiker. Tage und Wochen und Monate bleibt diese Losung bestehen. Elend und Not, fressender bohrender Hunger beherrscht die Streiker, derweil Irgendwer lustig mit kleinen Papierbündeln spekuliert und mit seinen Profitfreunden den Plan zur Niederringung der Streiker bekartert.

Ueberau steigert sich langsam der Verdienst als Folge des gesteigerten Arbeitstempos und der vermehrten Arbeitsaufträge. Die Gnomen und Zwerge von überall freuen sich über ihren lustigen Zweck mit dem Arbeitstempo und hetzen und belfern zur Freude von Irgendwer und seiner Profitgesellen. Aber den Streikern geht es immer schlimmer. Der Hunger reißt an ihren Gedärmen und die letzten Wertgegenstände sind längst in geringfügige Leihpfennige timgewandelt. Verzweiflung und Kummer über die Kinder und ihre armseligen und eingefallenen Gesichtchen überfällt die Streiker, reißt sie hoch, treibt sie vor die ehernen Torflügel der Drachenhöhle. Hier raucht kein Schlot und keine Maschinenbestie verpestet mit seinem schwefelgelben Gifthauch die Luft. Aber die Finger und die Rücken krümmen sich, gerade so als wollten sie zum Sprunge, der die Hatz mit dem Arbeitstempo eröffnet, ansetzen. — — —

Das weißglühende Eisen wird nun von anderen Maschinendrachen gefressen und das Arbeitstempo ruht sich aus, mästet sich, um, wenn die Arbeitssklaven niedergerannt sind vom Hunger, vom grausamen Elend, mit noch größerer Geschwindigkeit aus ihrem Fangbereich zu entweichen.
Die Arbeitssklaven ahnen das alles. Aber sie fühlen sich so niedergetreten.

so geknechtet, wie nie zuvor, denn sie haben den Kampf geführt, ohne die Gesetze des Klassenkampfes zu kennen. Die Jagd mit dem Arbeitstempo hat sie geblendet.

Aus ihrer gedrängten Menge schreit einer zuerst, dann viele zugleich, es ist unsere Schuld, daß wir als Besiegte in die Drachenhöhle zurück müssen. Uns fehlt die gegenseitige Hilfe, uns mangelt es an Solidarität; denn warum Schindern die andern überall, wenn wir feiern, warum hetzen wir uns gegenseitig die Lungen aus dem Hals. Warum schlägt einer dem andern die Hungerpeitsche um die Ohren, daß alles vor den Augen in einem blutigen Nebel schwimmt. Warum treibt einer den andern zu immer größerer Eile an, ohne selbst etwas anderes dabei zu gewinnen als ein paar armselige, dreckige Pfennige.

Warum haben wir nicht zusammengehalten und das Arbeitstempo und damit unseren Arbeitslohn selbst bestimmt. Warum haben wir uns betrügen lassen durch den Appell an unseren Arbeitseifer, und warum waren wir so schrecklich verblödet und sahen nicht ein, daß dieser Appell ein Mittel ist, um das Letzte, aber auch das Allerletzte aus uns herauszuholen.
WARUM? WARUM?

Unser neues Gildenbuch !

Dr. Max Nettlau, Wien, ist der Verfasser des nächsten Gildenbuches: „Anarchisten und Sozialrevolutionäre", eine historische Studie über die Jahre 1880 bis 1886. Das Werk hat einen Umfang von ca. 400 Seiten und ist ein vollkommen in sich abgeschlossener Band. Er ist außerdem eine Fortsetzung der vom Verfasser früher erschienenen und als Auswahlbände der Gilde herausgekommenen Werke: „Der Vorfrühling der Anarchie" und „Der Anarchismus von Proudhon zu Kropotkin". Das Werk wird Ende des Jahres 1930 in der Druckerei ausgedruckt sein. In der ersten Januarwoche des neuen Jahres kommen die Buchbinderarbeiten zur Erledigung, sodaß wir in der zweiten Januarwoche mit der Auslieferung an die Gruppen und Einzelmitglieder beginnen können.
Wir ersuchen die 'Gildenfreunde und Ortsgruppenleiter, uns baldmöglichst mitzuteilen, wieviel Exemplare gewünscht werden oder welche Auswahlbände wir senden sollen.
Auf vielfache Anfrage teilen wir mit, daß die kommenden Gildenbücher in der Reihenfolge erscheinen, wie im letzten Gildenprospekt im Produktionsprogramm verzeichnet.

Ortsgruppe Groß = Berlin.

Freitag, den 16. Januar 1931, abends 7,30 Uhr, spricht Rudolf Rocker über das Buch „Caleb Williams" von William Godwin.
Der Vortrag findet in der Reichsgeschäftsstelle der Gilde freiheitlicher Bücherfreunde, Berlin S 14, Neukölln am Wasser 11, statt. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Haus Punkt 8 Uhr geschlossen wird.

Allzufrüh, wohl als ein Opfer der „Wohlfahrtseinrichtung" starb am 4. Dezember unser guter und treuer Kamerad

Walter Griethe

im Alter von 29 Jahren.

Immer und überall war sein Bestreben, teilzunehmen an der Schaffung eines freien, edlen Menschentums. Weiter in seinem Sinne zu arbeiten ist unser bestes Andenken an ihn.

G. f. B. Magdeburg
Ernst Suhl.

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin S 14, Neukölln am Wasser 11
Druck: Sackmann & Stohl, Berlin-Friedrichshagen, Seestraße 126.